

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

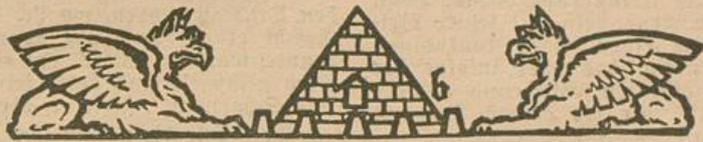
**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1937**

28.2.1937 (No. 9)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

26. Jahrg. Nr. 9



28. Februar 1937

Emil Baader / Gruß an Friedrich Eichrodt

Zum 75. Geburtstag

Zu den Stätten, in denen etwas Lebendig ist vom guten Geiste Alt-Lahr's, zählt das Heim Friedrich Eichrodts, der in diesen Tagen sein 75. Lebensjahr vollendete. Man fühlt sich zurückversetzt in jene Zeit, da der Vater des Jubilars, der badische Dichter Ludwig Eichrodt, der geistige Vater des „Biedermaier“, als Oberamtsrichter in der Schutterstadt wirkte, da Scheffel noch lebte und als Gast Ludwig Eichrodts je und je nach Lahr kam: Scheffel und viele andere badische und deutsche Dichter. „Schutter-Athen“ nannten die Männer des Eichrodt-Gesler-Schauenburg-Kreises gerne ihr geliebtes Lahr. Friedrich Eichrodt, der am 16. Februar 1862 zu Bühl geboren wurde, wo der Vater Amtsrichter war, ehe er 1871 nach Lahr übersiedelte, betreut die literarische Hinterlassenschaft seines Vaters: Große Mappen, gefüllt mit Originalbriefen berühmter Zeitgenossen seines Vaters — die wichtigsten wurden im „Altwater“ veröffentlicht —; wertvolle unveröffentlichte Arbeiten von Ludwig Eichrodt, die davon Kenntnis ablegen, daß er nicht nur ein Humorist, sondern auch ein trefflicher Kenner deutscher Kunst und Kultur gewesen. Das Heim Friedrich Eichrodts in der Eisenbahnstraße ist fürwahr das denkbar schönste Ludwig-Eichrodt-Museum. Wir sehen die Büsten von Vater und Großvater. Letzterer war bekanntlich badischer Innenminister. Und alle Wände sind geschmückt mit Bildern der Erinnerung. Obgleich ein ansehnlicher Teil derselben in dankenswerter Weise ins Eichrodt-Stübchen (Hotel Krauß) abgegeben wurde, wo er den Deffentlichkeit zugänglich ist, hat das Heim des Sohnes seinen Charakter als Stätte der Erinnerung vollkommen gewahrt.

Das Leben Friedrich Eichrodts war ganz anders geartet, als das seines berühmten Vaters, der in seinem Hauptberuf Beamter war. Vater Eichrodt trug, wie jeder echte Deutsche, ein Fernweh im Herzen. Einem Beamten ist es nicht leicht gemacht, dieses Fernweh zu stillen. So war der Vater durchaus damit einverstanden, daß sein Sohn Kaufmann wurde. Einem Kaufmann stehen die Tore zur weiten Welt offen. Ein Traum des Vaters hat sich somit in seinem Sohne erfüllt. Nach dem Besuch des Lahrer Gymnasiums trat Friedrich Eichrodt in die kaufmännische Lehre: bei Stoeffer-Fischer, einer der hervorragendsten Alt-Lahrer Engrosfirmen. Als Einjährig-Freiwilliger diente er bei den 113ern in Freiburg, um alsdann die Reise in die weite Welt anzutreten. Dreizehn Monate war Friedrich Eichrodt in Paris, fünf Monate in London tätig. Dann ließ er sich durch die großen Weltmeere auf eine Insel im fernen Stillen Ozean tragen: nach Manila auf Luzon (Philippinen). Das war in den Jahren 1889/90. Der Vater, der am 2. Februar 1892 starb, durfte dies noch erleben. Da Friedrich Eichrodt in den Fernen weilte, da ist — wie könnte es anders sein — wiederum das Heimweh nach Deutschland erwacht. Vielleicht liebt niemand das Heimatland herzlicher als jene Menschen, die den Erdball gesehen:

Nach Deutschland zieht es mich zurück,  
Zum Rhein hab' ich geschworen ...  
Denke, daß du Deutscher bist!

Es war ein weiter Sprung von Manila nach dem alten schwäbischen Städtchen Bisingheim, wo Eichrodt an die sechs Jahre tätig war. Drei Jahre war unser Jubilar sodann in Göppingen beschäftigt und 26 Jahre in leitender kaufmännischer Stellung in Mannheim. 1925 kehrt er an die Stätte seiner Jugendzeit, nach Lahr, zurück, wo er im Kreis von Jugendkameraden und getreuer Freunde seinen Lebensabend verbringt, herzlichen Anteil nehmend an allen Geschehnissen in Stadt und Reich, wovon besonders die Gelegenheitsgedichte und Prologe zeugen, die er zu den verschiedensten Anlässen niederschreibt.

Daß die dichterische Begabung auf den Sohn sich vererbt hat, das beweisen außer zahlreichen Gedichten und Erzählungen, die in den verschiedensten Zeitungen\* und Zeitschriften zur Veröffentlichung kamen, drei Bücher, die Friedrich Eichrodt herausgab: 1911 veröffentlichte er eine Neuauflage des Buches „Biedermaier“ (mit Bildern von Eduard Ille), im folgenden Jahr eine Anthologie „Der Schwarzwald im Spiegel deutscher Dichtung“ (mit Beiträgen von sich selbst, von Ludwig Auerbach, Karl Berner, Richard Dehmel, Caesar Flaischlen, August Gauthier, Friedrich Gesler, Emil Gött, Wilhelm Jensen, Heinrich Vierordt, Christian Wagner u. a.) 1913 erschien unter dem Titel „Von der Lebensfahrt“ eine Auswahl eigener Gedichte (mit Buchschmuck von Helmut Eichrodt, dem Karlsruher Maler).

So grüßen wir Friedrich Eichrodt aus Anlaß seines 75. Geburtstages als deutschen Weltwanderer und deutschen Dichter, als heimatgetreuen Sohn unseres Badenlandes.

Uns scheint, jenes Gedicht des Biedermeierdichters Samuel Friedrich Sauter, das Scheffel einst Eichrodts Vater übersandte, hat auch für Friedrich Eichrodt Gültigkeit. Es lautet:

Was bin ich für ein Glücklicher,  
Daß ich gesund noch hauche,  
Und jetzt als hoher Siebziger  
Noch keine Brille brauche!

Daß ich mit meinem Augenlicht  
Noch jede Schrift kann lesen,  
Und in dem ganzen Leben nicht  
Zwei Tage krank gewesen!

Ich höre, riech und schmeck noch gut,  
Darf noch mein Haupt nicht beugen,  
Und kann mit meinem Stock und Hut  
Hoch über Berge steigen.

Und hat der Mund auch nimmermehr  
Viel Zähne aufzuweisen,  
Kann ich den Vierunddreißiger  
Noch immer herzhaft beißen!

\* Auch das „Karlsruher Tagblatt“ zählt Friedrich Eichrodt zu seinen Mitarbeitern.

## Mar Dufner = Greif / Ein Großherzogsballe in Aranjuez

Ein Tatsachenbericht

Am Abend des 28. Jänner 1813 waren die Staatszimmer des Schlosses in Aranjuez prächtig von Kerzen erhell. Im großen Speisesaal war die Tafel mit allem Prunk gedeckt. Blütenweiß lag da der Damast, das Silber glänzte in reichster Pracht, und das Licht der siebenarmigen Leuchter glitzerte im Kristall der feinen Kelche. Einige Ordnonnzen des badischen Regiments standen zur Bedienung bereit, und ihre genagelten Stiefel klirrten auf dem buntem Porzellan der Fußböden. Alles Tafelgerät hatte seinen gehörigen Platz, so standen die Männer beisammen und unterhielten sich.

Jetzt war hier in einem spanischen Schloß ein Fest gerüstet, aber vor wenigen Wochen noch marschierte das Regiment in bitterster Not. Der Marschall Soult hatte sich auf Wellington geworfen, der in Madrid eingezogen war und nun die Stadt räumte, um sich nach Portugal zurückzuziehen. Bei Salamanca war es zum letzten Rückzugsgesicht mit den Engländern gekommen.

Die härtigen Männer lachten in Erinnerung daran. Denn während der badische General von Neuenstein mit seiner Brigade im Gefecht lag, gebar ihm eine seiner beiden Konkubinen auf einem Planewagen ein Söhnlein, das aber infolge der schlechten Verpflegung und der narkotischen Witterung alsbald wieder starb. Sonst gab es freilich für die armen Badener wenig zu lachen.

„Der Soult ist ein verfluchter Schinder“, sagte eine Ordnonnanz, „wir mußten marschieren oder verrecken, seit dem Abmarsch von Madrid hat der gemeine Mann kein Brot mehr gegessen.“

„Stillsitzen am Beibe verkauft, kein Feuer und Kasse brennen, und die Füße waren in dem zerrissenen Schuhwerk wund gelaufen.“

„Wir wären am Wegrand vor Hunger krepiert“, erzählte ein anderer, „wenn wir nicht in einem Waldversteck die fettgemästeten Schweine gefunden hätten!“

Nach jenem Sieg bei Salamanca hatte Soult die Verfolgung abgebrochen und seine Truppen in den Raum von Madrid, Segovia und Toledo verteilt. Das badische Regiment war einige Zeit in der Hauptstadt selber gelegen, dann in Valdemoro und Aranjuez, wo es am 30. Dezember 1812 eingetroffen war.

Während sich die Männer so unterhielten, erklang vom Schloßthurm ein melodisches Glockenspiel, um die achte Abendstunde anzuzeigen, und es erschien im gleichen Augenblick der Quartiermeister des badischen Regiments, welcher mit einem vergnügten Prüfen in die Runde das kommende Fest glänzend vorbereitet sah. In der Ecke des Saales stand ein Tisch mit Weinflaschen, dort ließ er sich das erste Glas füllen und trank es mit stillem Behagen leer.

Darüber füllte sich der große Raum, dessen mit Gold durchwirkte Purpurseidentapete in voller Glut funkelte, langsam mit den Offizieren des Regiments. Auf dem dunklen Blau ihrer langen Röcke blitzten die goldenen Ehrentreuze an bunten Bändern.

Unter ihnen war auch wieder der Capitän von Wallbrunn. Auf dem Marsch nach Aranjuez war der Liebhaber eines guten Tropfens allein in einer einsamen Bauernschenke zurückgeblieben, um noch einer Flasche den Hals zu brechen. Da wurde er von heimlich versteckten Briganden überfallen, nach tapferer Gegenwehr verwundet und gefangen, doch hatte er das Glück, fast im gleichen Augenblick von einigen berittenen Kameraden herausgehauen und befreit zu werden. Heute kam er zur Feier des Tages aus dem Hospital, obwohl er den linken Arm noch in der Schlinge trug.

„Na, mein lieber Wallbrunn“, neckte ihn der Major Lehmann, „heut kannst du wenigstens in Ruh und Frieden deine Flasche austrinken!“

Unter den jungen Offizieren führte ein Lieutenant Asbrand das große Wort. Dieser aus dem Hessischen stammende Herr hatte unentwegt seine eigenen Heldentaten im Munde, wiewohl jedermann im Regiment wußte, daß er im Gefecht ganz kleinlaut zu werden pflegte. Beim letzten Aufenthalt in Madrid ging er als eleganter Privatmann gekleidet, und bei den Damen der Halbwelt galt er allgemein als deutscher Prinz. Dieser Asbrand war ein schlanker Fant, das gelbliche Gesicht war von einem gekräuseltem Badenbart eingefast.

„Heut wollen wir mit den Gläsern zusammenstoßen“, lachte er überlaut, „daß es den guten Karlsrühern nach hundert Jahren noch in den Ohren klingt!“

„Der Herr General!“ rief ein Ordnonnanz an der Tür.

Die Offiziere nahmen die Front nach dem Eingang, wo eben die ritterlich hohe Gestalt des Herrn von Neuenstein eintrat. In seiner Begleitung war ein französischer Oberst, der Gouverneur von Aranjuez. Major Lehmann machte als dienstältester Offizier die Meldung, es waren alle Herren des Regiments zur Stelle, nur der ältere Asbrand fehlte ohne Entschuldigung. Der General runzelte flüchtig die Stirn und gab das Zeichen, an der Tafel Platz zu nehmen. Die Offiziere verteilten sich rings um den langen Tisch. Sie saßen in hohen Lehnstühlen, deren Schutzwert farbenprächtig bemalte Rosen- und Girlanden darstellten.

Während noch die Suppe herübergereicht wurde, erschien unter der Tür der ältere Asbrand, größer als sein Bruder und ihm auch in allen schlechten Eigenschaften überlegen. Ein peinliches Schweigen legte sich über den Raum, denn der wohl etwas angeheiterte Kamerad führte ein Frauenzimmer am Arm, das in keinem guten Rufe stand. Er hatte die Freiheit, die elegant gekleidete und modisch geschmückte Französin an den Tisch zu führen, wo sich der General langsam mit kaltem Gesicht erhob. Doch ehe er noch seinen Verweis aussprechen konnte, war der Oberst, ein alter Beck und Lebemann, um den Tisch getänzelt und hatte seine Landsmännin begrüßt.

„Scharmant“, sagte er, „bei Mars soll Venus nicht fehlen!“

Er führte die galant lächelnde Puppe auf den leeren Stuhl neben seinem Platz, und der ältere Asbrand mußte wohl oder übel mit langem Gesicht sich am Ende der Tafel niederlassen. Der französische Oberst verfiel jäh in ein gefährliches Altersfieber der Liebe und unterhielt seine Dame mit kreischender Papageienstimme, wozu der verlassene Asbrand ein finsternes Gesicht machte.

Nach der Suppe hatte sich der General von Neuenstein mit dem Champagnerkelch in der Hand abermals erhoben und mit knappen Worten gerufen:

„Seine königliche Hoheit, der Großherzog von Baden.“

Kräftig brauste das Vivat der Offiziere durch den Saal, und aus dem Nebenzimmer setzte rauschend die Musik der Hautboisten ein. Unter lauten Gesprächen wurde die Mahlzeit fortgeführt, es kam der Fisch, es kam der Braten, und der schwere spanische Wein floß dabei in Strömen. Die Kokotte girrte losend ihrem alten Galan in die Ohren, der darüber vollends den Verstand verlor. Derweilen saß der ältere Asbrand in stummer Wut am Tisch und trank ein Glas nach dem anderen hinunter, bis er sich endlich schwer aufrichtete und mit der Faust auf den Tisch schlug.

„Monsieur Colonel“, schrie er lallend, „das Mensch gehört mir!“

„Herr General“, kreischte der Oberst sogleich, „weisen Sie den betrunkenen Kerl aus dem Saal, oder ich lasse ihn von der Wache festnehmen!“

Fast alle Offiziere waren aufgesprungen. Der Lieutenant Rückert, der uns die Geschichte überliefert hat, suchte vergebens Asbrand zurückzuhalten. Da packte der sinnlos Berauschte in jähem Zorn den Tafeltisch und stürzte ihn um, daß die Gläser und Teller zerbrachen. Die silbernen Armleuchter klirrten auf die Porzellanfragmente des Bodens, die Kerzen erloschen, und es wurde halbdunkel im Saal. Der ältere Asbrand lief herbei und gab der geschmückten Dirne eine schallende Ohrfeige, daß sie in ein gellendes Geschrei ausbrach. Alsbald zog der vor Aufregung mit dem Unterkiefer wackelnde Oberst blank und schrie:

„Ich will dem deutschen Saufian hier Mores lehren!“

Doch ehe es zu Tätlichkeiten kam, trat der General von Neuenstein dazwischen. Einige Kameraden schoben den älteren Asbrand durch eine Seitentür aus dem Saal. Der Oberst steckte seinen Degen wieder in die Scheide. Dann verließ er den Raum mit der Dirne, die wie ein Pariser Fischweib schimpfte.

„Meine Herren“, sagte General von Neuenstein mit der gelassenen Ruhe des Weltmannes, „Sie sehen, die Tafel ist aufgehoben!“

Die Offiziere folgten schweigend ihrem Kommandeur. Der Quartiermeister goß sich noch ein volles Glas, das er aus dem Aufruhr gerettet hatte, hinter die Binde, dann ging er als Bekter. Nach vollendetem Aufbruch standen die Ordnonnzen allein unter den Trümmern der verschütteten Tafel. Das Kerzenlicht der Wandleuchter glühte in den wüsten Lagen des Rotweins.

„Dieses Schwein!“ murmelte ein Mann.

„Das wäre unter Oberst von Porbeck nie geschehen“, sagte der die Aussicht fährende Korporal grimmig, „aber der liegt tot bei Talavera und die Besten mit ihm!“

## Willy Frey / Peterstal

Von der rühmlichen Vergangenheit eines Badeorts

Im Jahre 1590 erschien in Straßburg unter dem Titel: *deux fontaines dites de Greysbach et de St.-Pierre* (von den beiden Quellen genannt die von Greysbach und die von St.-Pierre) eine Schrift, die wohl eine der ältesten Urkunden des Petersthaler Bades ist. Die französische Fassung dieser Schrift zeigt, daß der Ruf des Badeorts damals schon über die Grenzen des Reiches hinausgedrungen war, also in einer Zeit, in der die in Vergessenheit geratenen Thermen zu Baden-Baden erst auf ihre Wiederentdeckung warten mußten.

Ein „Itinerarium“ (Reisebericht) aus dem Jahre 1597 gibt Kunde von dem damaligen Aufblühen Petersthal, dessen steil nach oben gerichtete Schicksalskurve im 17. Jahrhundert dort standete, wo es sich den bedeutendsten Bädern des Reiches und Europas gleichstellen konnte. Das Itinerarium überliefert uns, daß hohe Fürstlichkeiten bei ihren luxuriösen Badefahrten ins Renchtal eine mitunter orientalische Pracht entfaltet, und daß Könige und reiche Patrizier aus den Städten ihnen darin nachzueifeln hätten. Dem Bericht zufolge war von einer eigentlichen Kur kaum die Rede. Die Gäste kümmerten sich weniger um den eigentlichen Gebrauch der Heilquellen als um die Vergnügungen, die der eigentliche Zweck der „luxuriösen“ Badefahrten waren und die gar oft, wie das Itinerarium bemerkt, in Ausschweifungen ausarteten.

Zu Beginn des 17. Jahrhunderts kam das Leben in dem jungen Badeort zu voller Entfaltung. Aus dem Reich und aus dem Westen angrenzenden Ländern strömten die Gäste herbei, und ein fröhliches Treiben zog mit ihnen in das einst stille Tal ein. Voll Begeisterung erzählt der Straßburger Herr Dr. Georg Grafec (Grafeccius) im Jahre 1607 in seinem Werk „Fons salutis scatebra Petrina“ (der heilsame Petersbrunnen): „daß aus Lothringen, Burgund, Schweiz, ja, das noch mehr, von Paris etliche achtzig Meilen Weges sich dahin begeben.“ Aber der heilsame Petersbrunnen war es nicht allein, der die vielen Reisenden aus Frankreich herbeilockte. Mindestens die gleiche Anziehungskraft auf die welschen Gäste übte der neue Eigentümer des Bades, Thomas Odino, aus. Als Lothringer sprach er ihre Sprache und kannte ihre Gepflogenheiten und ihre Wünsche. Lassen wir Dr. Grafeccius von den feinen Speisen erzählen, die Monsieur Odino seinen Gästen verabreichte, dann verstehen wir, daß selbst vermögende Pariser Feinschmecker die weite Reise nach dem Renchtal nicht gescheut haben. Da hören wir, „wie für des Leibes Nahrung geforgt als mit Zutragung allerhand notwendigen Victualien, als mit jungen Hammel und Kalbfleisch, mit Hünern und Kapaunen, mit allerhand Geflügel, als der Repp- und Haselhühner, der Grammetvögel und Ziemern, der Schnäpsen und dergleichen anmüthigen Schnabelweid; desgleichen mit guten Fischen, bevorab mit den gesunden, harten Forellen, deren in ziemlicher mänge und ansehnlicher größe auß demselbigen Weyler gefangen werden und das noch mehr; so hat obgemelter Herr Odino selig mit und neben andern Trachten und Essensspeisen, den Schlemmälern zum besten die Anordnung verschafft, daß man von allerhand Sachen gute, mürbe und schmackreiche Pasteten haben mag, beides schöne große und völlige, als kleine und geringe, sowohl von Wildpreth Hasen und jungen Rösen,

als von Kalbfleisch, Lumlern und Forellen, und das in schöner, zierlicher Form gemacht und zubereitet; desgleichen kräftige Pflümlein- und anmüthige Roselein-Torten, wie mit weniger allerhand Zuckerbrot, gebachne Ring und Hüppen, beides fremde gute ausländische Fremde damit zu verehren, als gleich sowol mit solchen Schleckbüßlein den Magen zu erzeitigen.“

Für alle diese kulinarischen Genüsse ertrug mancher Pariser Feinschmecker gern die Beschwernisse einer Fahrt von achtzig Meilen, denn der lange Weg endete ja in einem Schlemmerparadies.

Peterstal stand damals ganz im Zeichen eines regen Besuches aus Frankreich, so daß es allgemein das „wässche Bad“ hieß.

Unter diesem Namen veröffentlichte 1756 Dr. H. G. Behr, der wie Grafeccius Arzt in Straßburg war, eine Verbeschrift. Seine Begeisterung über das schöne Renchtalbad strömte sich hier in Versen aus. „Von jenen Quellen will ich singen, die in dem Petersthal entspringen“, beginnt die poetisch geformte Schrift, die nach Lobpreisung der Quellen deren Heilwirkungen aufzählt.

Bald danach bewegte sich der Schicksalslauf des Bades in absinkender Kurve. Der Sturm der großen Revolution, der 1789 über Frankreich hereinbricht, richtet auch hier Schaden an. Manche von den einstigen Pariser Gästen gehen nun statt nach Peterstal in den Kerker oder in die Verbannung. Die harte Zeit der napoleonischen Kriege gewährt Vergnügungen wie Badefahrten keinen Raum. Erst als die Stürme, die über Europa hereingebrochen waren, sich wieder gelegt haben, regt sich neues Leben in dem von der Welt vergessenen Petersthal. Zwar ist es nicht mehr das Bad der Fürsten und der hohen Würdenträger. Seine einstige Bedeutung hat es an Rivalen abtreten müssen, wie Baden-Baden, die damals als es das Bad der großen Welt war, noch unentdeckt im Verborgenen ruhten. Andere Gäste kehren jetzt in Peterstal an die von den Eisenwassern ihre Blutarmut heilen lassen und die mit etwas mehr oder weniger Romantik im Herzen im Tal umher-spazieren, um alles Schöne zu entdecken, das ihnen die Landschaft zu erschließen hat. Sie gehören dem aufstrebenden Bürgertum an und schreiten morgens bei der Brunnenkur würdevoll einher in Gehröcken und mit Zylinderhüten. Ihre Frauen aber tragen Krinolinen aus Seide, die mit Brüsseler Spitzen garniert sind. Das alte Bad-Hotel vermag trotz aller Vergrößerungen den immer mehr anschwellenden Strom der Gäste nicht mehr allein aufzufangen. Andere Gasthöfe wie Bären und Schlüssel, müssen es entlasten.

Noch einmal, im Jahre 1863, zieht ein Fürst mit großem Gefolge im Bade ein: Zar Alexander von Rußland, und einige Jahre später der Landesfürst Großherzog Friedrich I. von Baden. Aber für diese Fürsten ist Peterstal nicht mehr der Ort der Vergnügungen und Schlemmereien, sondern eine glückliche Stätte der Ruhe, ebenso wie für alle, die heute dort hingehen, wenn sie den allzu hastigen Rhythmus ihres Lebens mit dem gemächlicheren der Ferientage vertauschen.

## Hans = Gerh. Desterling / Das Rennauto

„Gelt — und nun wartest du einen ganz kleinen Augenblick. Ich bin gleich wieder da. Nur schnell ein paar braune Naturholzkнопfe für das blaue Kleid. Ein paar große, schwarze Hornknöpfe für den Wintermantel. Und dann schaue ich noch ein paar Gürtel an. Ich bin gleich wieder da. Gelt bist so lieb...?“

Mit diesen Worten und einem glühenden Blick ihrer blauen Augen, einem kurzen frohen Lachen stellte Hella ihr Fahrrad an den Randstein des Gehwegs und eilte in das Geschäft. Die Ladenglocke himmelte zweimal, und Hella war verschwunden. Ein paar Naturholzkнопfe, ein paar schwarze Hornknöpfe, ein paar Gürtel...

Ich stand da. Und wartete. Erst dachte ich noch an die blauen Augen mit den schmalen, schwarzen Rändchen. Und an den leuchtenden Blick. Dann an das Lachen. Ja, sie wird wohl gleich wieder kommen. Ich wartete.

Und wartete.  
Und wartete.  
Allmählich fing ich an, die Fenster am Haus gegenüber zu zählen. Achtundvierzig Stück. In jedem Stockwerk acht. Arg viel. Dann rannte plötzlich eine ländliche aufgeregte Frau mit Schachteln und Paketen auf mich zu.

„Je — um Gottes willen! Haben Sie ihn nicht gesehen?“

„Ja, wen denn, Mutter?“

„Ja ihn! Meinen Mann!“

„— — —?“

„Wissen Sie, wir sind heute zum Einkaufen in der Stadt gewesen. Und jetzt ist er schon seit einer Stunde wie vom Erdboden verschwunden. Je, mein Mann, mein guter Mann. Wenn ihm etwas passiert wäre.“

„Da brauchen Sie keine Angst zu haben, Frau, in unserer Stadt passiert nie etwas.“

„So, so — ach, da kommt er ja!“

Und so schnell es möglich war, watschelte sie über die Straße. Vorn an der Ecke war er aufgetaucht. Er hatte einen schweren Gang. Manchmal tappte er mit einem Fuß ins Leere. Die Frau rief mir noch zurück: „Wissen Sie, ich hab nur schnell etwas besorgt, und da ist er wahrscheinlich irgendwo eingekehrt. Jetzt bin ich aber so froh...!“ Und selig, zufrieden, ohne Klage, ganz selbstverständlich, wie wohl auch das Leben sie mit einer schlichten Selbstverständlichkeit zusammengeführt hatte, zogen sie mit ihren Schachteln und Paketen die Straße hinunter. Nur manchmal tappte er mit einem Fuß wie ins Leere.

Ich ging acht Schritte hin, acht Schritte her. Die Ladentür himmelte alle Augenblicke. Jedesmal schlug mein Herz, jedesmal tat es einen blutwarmen Freudenprung. Und jedesmal war es enttäuscht. Ein paar Naturholzkнопfe...

Die Straße war wieder ruhig. Es geschah nichts. Radfahrer fuhren hindurch. Ein polterndes Pferdewerk von einer Bierbrauerei mit schweren Säulen. Der Kutscher hatte knallrote Backen. Das war alles.

Da sah ich zwei Buben unten den Gehweg herausspringen. Sie rannten einige Schritte, dann bleiben sie stehen, bückten sich, rannten weiter und lachten vergnügt. Auf dem Gehweg flüchte ein silbernes, kleines Rennauto. Vielleicht hatte einer von ihnen Geburtstag und das Spielzeug geschenkt bekommen. Abwechselnd schuckten sie es an. Sie kamen immer näher. Fest waren sie bei mir. Der Gehweg senkte sich hier zur Straße hinunter, weil er zu einer Einfahrt für irgendeine Werkstatt im Hinterhof benutzt wurde. Das war besonders interessant. Das Rennauto raste wie in ein Tal hinab und auf der andern Seite wieder in die Höhe. Die Knaben jauchzten.

Sie legten sich platt auf den Bauch, der eine diesseits, der andere jenseits vom Tal. Und der Silberwagen, der nicht länger war, als man mit gespanntem Daumen und Mittelfinger messen kann, schoß hinüber, herüber, hinüber, herüber. . . Manchmal kam er aus der Richtung; einmal schwirrte er an meinem rechten Fuß vorbei. Haarsbreite — und das größte Unglück wäre geschehen!

Ich schaute lebhaft beteiligt zu. Die Buben rutschten weiter auseinander. Denn der Streckenrekord wuchs dauernd. Jetzt fuhr er, wenn es gut ging, glatt seine fünfzehn bis achtzehn Meter, der kleine Silberpfeil. Ich horchte längst nicht mehr auf jedes Bimmeln der Ladtür. Und vor allem eben im Augenblick. Toll, was sich da ereignete: Der Wagen überschlug sich, raste an hoher Stelle den Gehweg hinunter und lag in einer grauen Pfütze. Wie zwei Hechte schoßen die Buben hin und hoben ihn auf. Er war noch ganz. Lebte noch.

Nun war er aber doch vorsichtiger geworden, der bleierne Wagenlenker am Steuerrad, hinter seiner bleiernen Windschuttscheibe. Zehn Meter. Zwölf Meter. Die Zahlen wuchsen wieder. Die Buben jauchzten und lachten bei jedem neuen Rekord. Es war aber auch ein herrlicher Wagen! Stromlinie. Schlanker Kühler. Der eine brüllte: „Stuck! Dreizehn Meter!“ Und der andere Bub schrie: „Karatisch! Mach vierzehn!“ Und er schaffte seine vierzehn Meter. Ratterte wie besessen über die tausend Köhlein der quadratischen Zementplatten, mit denen der Fußweg belegt war.

Einmal hatte ihn der eine Spieler allzu heftig angestoßen. Da hob sich die rechte Seite des Wagens ganz langsam, die Räder drehten sich rasend in der Luft, während die andern, auf denen er noch fuhr, sich einbogen. Er schien zu kippen, nein — er kam wieder ins Gleichgewicht, und in großem elegantem Bogen fuhr er an einer Straßenlaterne vor; hielt, als wolle er parken.

Bald nahm er die Fahrt wieder auf. Er schaffte wieder seine achtzehn Meter.

Wie früher.

Ich wartete immer noch. Das ländliche Ehepaar fiel mir wieder ein. Da vorn an der Ecke hing ein Wirtshauschild. In einem grünen Laubkranz aus Blech schwebte eine Traubendolde, ehemals vielleicht mal blaßgrün oder blauviolett, heute aber stark angerostet. Da wird man wohl einen guten Tropfen ausschütten! Aber Unsinn, ich trinke doch nicht am hellen Mittag Wein! Und noch dazu jetzt, wo Hella mich schon so lang warten läßt, wo die Wahrscheinlichkeit, daß sie jeden Augenblick

aus dem Laden herauskommt, immer größer wird. Nein, ich blieb da. Die Buben machten mir ja Zeitvertreib.

Während ich noch hin und her überlegte, wurden meine Sinne plötzlich unwiderstehlich auf den Rennwagen gelenkt. Dieser schoß nämlich geradezu auf eines jener eisernen Gitter zu, die vor den Häusern in die Bürgersteige eingelassen sind, um Kellerräumen Licht zu geben. Das Tempo war unheimlich. Ich dachte: „Gas weg! Kupplung!“ Aber wie eine Maus, die ein Loch sucht, setzte das Gefährt auf das Gitter zu. Es war zu spät.

Die Räder hüpfen über die Stangen, und der Silberpfeil war verschwunden. Man hörte ihn noch leise aufplumpfen. Ich ging mit den Buben an das Gitter, und wir starrten sprachlos in die schwarze Tiefe. Da unten lag das Auto, glühend wie ein toter Fisch und streckte hilflos die Räder in die Höhe. Der Kopf des kühnen Fahrers lag neben Schotterlabepapier und einigen Blättern, die der Wind hinuntergeweht hatte. Eine Handbreit vom Wagen entfernt. Tot!

Wir beratschlagten.

Der eine meinte, man solle zu den Leuten gehen, denen der Keller gehöre, und das Fenster innen aufmachen. Dann könne man den Wagen wieder holen. Da fuhr ihm der andere über den Mund und schwor, lieber lasse er das Auto liegen, als daß er bei diesen Leuten sein Spielzeug zurück verlange, wo ihr Sohn, der Paul, ihn neulich in der Schule angezeigt habe, der Schuft. „Aber diese Gitter kann man überall aufheben“, fuhr er fort. „Ich hab's schon ein paarmal gemacht, deshalb hat mich auch der Paul verraten. Bloß hier ist mir's zu tief.“ Er machte eine Pause, schnaufte tief und richtete seine großen, braunen Augen auf mich. Wie bittend. „Ja, hier ist's für mich zu tief!“ wiederholte er.

Wir hoben das Gitter hoch. Ich schaute mich um. Es war niemand in der Nähe. Und stieg hinab.

Da klingelte oben eine Ladtür.

Ich erschraf.

Das Blut tobte in meinen Adern. Ich riß den Wagen an mich und schaute empvor. Da blickten zwei Bubenangenspaare tren zu mir herunter. Strahlten tausendfachen Dank. Kletterte wieder hinaus aus dem Loch, gab ihnen den Silberpfeil und sah ein Mädchen am Ende der Straße auf einem Rad um die Ecke biegen. Graziös-lässig hielt sie die linke Hand hinaus — jetzt war sie verschwunden.

„Danke!“ sagten die Buben. „Danke schön!“ und zogen beglückt weiter.

Ich stand da.

Das Blut tobte immer noch. — —

Wir haben uns seither nicht mehr gesehen. Liebe, dumme Hella!

Ihre Freundin richtete mir aus, wenn ein Mann nicht mal einen Augenblick warten könne, bis man ein paar Naturholzköpfe, ein paar schwarze Hornköpfe gekauft habe, na ja, dann wisse sie ja, was das bedente.

Liebe Hella, hättest du Nietzsche's „Zarathustra“ gelesen, dann hättest du auch jenes Wort gefannt: „Im echten Manne ist ein Kind versteckt. . .“ Vielleicht bekommst du heute diese kleine Geschichte vom silbernen Rennauto zu Gesicht?

Gelt, dann darfst du doch wieder einmal warten, wenn du für ein Frühlingskleid rote Kugelnköpfe brauchst, weil sie so gut zu deinem schwarzen Haar passen? — —

## Schrifttum und Heimatkunde

1936—1936. 600 Jahre Stadt Obergrombach. Im Auftrag der Stadtgemeinde herausgegeben von Dr. Franz Kaver Beck, Regierungsrat. Mit 20 Bildtafeln, 64 Abbildungen, 1 Gefallen-Gedenktafel, 4 Zeichnungen im Text, 1 Karte und 1 Gemarkungsplan (1936, Buchdruckerei C. F. Müller, Karlsruhe).

Der erste Eindruck, den man von dieser Ortschronik erhält, ist der der unbedingten Wahrhaftigkeit, Genauigkeit und Zuverlässigkeit bei tatsächlichen Angaben. In allem ist die unerlässlich nötige innere Gemeinschaft zwischen Verfasser und Leser hergestellt. Es ist immerhin nichts Gewöhnliches, eine Ortsgeschichte in der Hand zu haben, die aus den Beiträgen von fast zwanzig Mitarbeitern entstanden ist. Man gewinnt beim aufmerksamen Lesen die Ueberzeugung, daß sie alle sich der gestellten Aufgabe streng bewußt waren und sich nur auf das beschränkten, was unbedingt historische Sicherheit beanspruchen und mit völliger Klarheit und Glaubwürdigkeit hervorgehoben werden konnte. Es ist daher ein einwandfreies und sauberes Buch, ein echtes, getreues Heimatbuch, aus dem die schönste Heimatliebe zu uns herüberströmt. Nicht schwer ist aus all diesen Gründen vorauszusagen, daß dem Buche eine dauernde kulturgeschichtliche Bedeutung für unsere engere Heimat zukommen wird.

Die Gliederung des reichen Stoffes ist vorbildlich eingeteilt, und zwar in die Abschnitte Obergrombach als Siedlung. Die Schicksale der Stadt Obergrombach, Regesten von Urkunden zur Geschichte der Stadt Obergrombach, Die katholische Pfarrei

Obergrombach, Stadt und Burg Obergrombach, Beschreibung des Bannes, Flurnamen, Frühgeschichte des Grombachtales, Heimatschau, Volkstümliches aus Obergrombach, Zwei Einwohnerverzeichnisse aus den Jahren 1470 und 1530, Die Bevölkerung Obergrombachs in früheren Jahrhunderten, Obergrombach und die Wehrpflicht, Der Ruzpländer Ahn, Die Landwirtschaft in Obergrombach, Neueste Geschichte der Stadt Obergrombach, Heimatlisches Schrifttum und Bilder als Anhang.

Das mit vielen ausgezeichneten Bildern ausgestattete Buch ist für alle bestimmt, die mit hellen Sinnen ihre Heimat lieben. Es wird die Ortsgeschichte des Städtchens Obergrombach nicht nur für den Großen, sondern auch für den Kleinen, der als ganzer Mensch ihrem Inhalt sich erschließt, zum Symbol der schönsten Einheit von Natur und Kunst, Einzelleben und Gemeinschaft, Sage und Geschichte, Vergangenheit und Gegenwart, Zeitlichem und Ewigem. „Du ahnst wohl, wie manches hier gelebt, gestitten, verloren ward und was erstritten.“

Vergessen darf aber auch nicht werden, zu sagen, daß der Verlag mit der Herausgabe des Buches eine hervorragende buchtechnische Leistung vollbracht hat. Text und Bilder gehen zusammen, ranken sich ineinander, so daß eines ohne das andere nicht mehr gedacht werden kann. Die Bildtafeln und Abbildungen sind gleich gut in der Aufnahme wie in der Schärfe der Wiedergabe. Alles in allem, ein Werk von solcher Qualität in Bezug auf Gehalt, Reproduktion, Druck, Papier ist von bleibendem Wert, und die Stadt Obergrombach darf stolz sein, es sein Ur-eigenstes nennen zu dürfen. Eugen Singer.

Schriftleiter: Karl Joho. — Druck und Verlag des „Karlsruher Tagblatt“